

Belletristische Beilage

zum sächsischen Erzähler.

Zur gemeinnützigen Unterhaltung für alle Stände.

Nummer hundertsiebenunddreißig.

Erzählung von Levin Schücking.

I.

Es war in Homburg, schon gegen das Ende der Saison; obwohl eine Menge der Badegäste bereits heimwärts oder weiter nach dem Süden zu Touren in die Schweiz, zum Winteraufenthalt in Italien aufgebrochen war, zeigte sich die Gesellschaft jedoch noch zahlreich, buntbewegt und glänzend genug; ein Bad zweiten Ranges würde mit diesem Fremdenschwarm, den die wundervollen Herbsttage heuer noch in Homburg zusammengehalten, immer noch überfüllt erschienen sein.

Zu diesen Zurückgehaltenen gehörte ein langer blonder Jüngling, von seiner Erscheinung nach etwa dreißig, und seinem Wesen nach etwa zwanzig Jahren, der den Typus des Engländers hatte, obwohl er — nur mit ein wenig englischem Accent — fließend Deutsch sprach. Und auch das war nicht just englisch an ihm, daß er ziemlich viel sprach und bald hier, bald da kurze flüchtige Bekanntschaften anknüpfte, ohne viel darnach zu fragen, ob der Mann, mit dem er eine Partie Billard spielte oder bei Tische zum Dessert eine Flasche Champagner trank, ihm auch richtig vorgestellt sei und ihm zuverlässige references von Seiten irgend eines right honourable vorgewiesen habe; oder ob die junge Dame, mit der er auf den Bällen im Conversationshause tanzte, zur Nobility, zur Gentry gehöre oder zur — Demi-Monde.

Vorstellungen, welche er, da er ohne nähere Bekanntschaft war, gewöhnlich selbst vornehmen mußte, machte er meist kurz ab, indem er, flüchtig den Rand seines Hutes berührend, sagte:

Stockfleth, Augustus, Kaufmann aus Calcutta.

Die wörtliche Wiederholung dessen, was in der Fremdenliste über ihn zu lesen stand.

Und das hatte denn ja auch wohl seine Richtigkeit; ein wenig indisch, sonnenverbrannt sah er schon aus, und übrigens, wenn es nicht seine Richtigkeit gehabt, so würde sich wohl Niemand die Mühe gegeben haben, dies zu untersuchen; es war durchaus kein Grund da, den Mann nicht für das zu nehmen, für was er sich gab, und sich zu irgend einer gründlicheren Erörterung dessen, was Mister Augustus Stockfleth betraf, veranlaßt zu sehen; denn Mister Augustus Stockfleth war nach der Meinung derer, die in flüchtige Berührung mit ihm gekommen, ein harmloser, gutmüthiger Mensch und im Ganzen das, was der amtirende Jurist einen „unerheblichen Compagnon“ nennt.

Er war, wie gesagt, groß, hatte ein etwas zu längliches Gesicht, einen rötlich schillernden Backenbart — en Cotelette, natürlich — und große blaue Augen, die, wenn sie nicht eine entfernte Ähnlichkeit mit blauen Glasknöpfen gehabt hätten, recht hübsch gewesen wären.

Mister Augustus Stockfleth saß eines schönen Nachmittags hinter dem Conversationshause in den Anlagen, wo die Gesellschaft ihren Kaffee nahm und dem Spiel der Musicapelle zuhörte, oder plauderte, musterte, kritisirte und sich mustern und kritisiren ließ. An dem runden Tische, an dem er allein saß, ließen sich nach einer Weile zwei Personen, welche in der Nähe keinen andern Platz gefunden, nieder, ein Herr und eine Dame. Der Herr war eine im Ganzen annehmende Erscheinung, ein Mann fast schon in mittleren Jahren, von stark aufrecht getragener Gestalt, schwarzem kurzgeschnittenen Haar und starkem Schnurrbart — das ganze Wesen verrieth den Militär in Civil — oder außer Dienst. Die Dame mochte fünf und zwanzig Jahre zählen; sie war von der Natur mit einer hübschen Gestalt und einem sehr hübschen Gesichte und offenbar auch vom Glücke sehr gütig ausgestattet, wenigstens hinreichend, um jene Vortheile durch eine reiche Toilette in's rechte Licht setzen zu können — ihr rauschendes Seidenkleid von hellgrauer Farbe, das colett auf ihrem großen blonden Chignon thronende Hütchen, der weiße mit goldner Stickerei bedeckte Ueberwurf, alles das, bis auf die grauen Handschuhe und die grauen feinen Stiefelchen und den mit demselben Stoffe überzogenen Sonnenschirm, stellte in dieser Erscheinung den Typus der modernsten Dame der großen Welt dar, und ihre „Mirs“, wie man das nennt, paßten zu dem Allem vortrefflich. Sie legte ihren Sonnenschirm vor sich auf den Tisch und darauf ihr gesticktes Taschentuch vom feinsten Battist, aus dem ein starker Duft von Poudre d'Iris bis zu Mister Augustus Stockfleth's Geruchsorgan hinüberwogte; dann zog sie den Handschuh von ihrer Rechten und strich mit dieser sehr weißen, sehr feinen und wohlgepflegten Hand ihren blonden Scheitel glatt.

Bei dieser Operation warf sie einen prüfenden Seitenblick auf den Jüngling aus Indien und streifte dann ihr Taschentuch auf eine Weise, daß es vom Tische zu Boden fiel.

Augustus Stockfleth hatte im nächsten Augenblick mit einer durchaus nicht englischen Behendigkeit und Zuborkommenheit das Tuch aufgehoben und der Dame überreicht.

Sie dankte mit großer Leutseligkeit und eine kleine Unterhaltung folgte, die nach einigen Minuten zu

einem Augenblicke führte, in welchem Mister Stockfleth es für ebenso taktvoll als von guter Erziehung zeugend betrachtete, wenn er, an den Rand seines Hutes rührend, sagte:

„Stockfleth, Augustus, Kaufmann aus Calcutta.“

Diese Vorstellung wurde von Seiten der beiden Fremden mit huldvoller Miene aufgenommen, wenn dieselben auch nicht für gut fanden, sich nun ebenfalls Mister Stockfleth zu nennen.

„Sie kommen aus Indien also?“ sagte der militärische Herr, „nun — wohl auf dem Wege nach England?“

„In der That,“ versetzte Mister Stockfleth; „ich habe in Indien auf dem dortigen Comtoir einer Londoner Firma conditionirt, hab's da nach einigen Jahren heißer Arbeit, — heiß, sag' ich Ihnen, verdammt heiß, — satt bekommen, und will mich jetzt auf ein halbes oder ganzes Jahr ausspannen. Ich denke den Herbst und vielleicht auch den Winter hier in Deutschland zuzubringen und im Frühjahr erst nach London weiter zu machen. Man kann doch nicht immer den Arbeitsbüffel machen und will auch einmal seines Lebens froh werden. Und auf diesen englischen Comtoiren wird gearbeitet, ich sage Ihnen, gearbeitet, auf Ehre, man wird ganz dumm davon! Muß auch sehen, daß ich mein einrostendes Deutschsprechen wieder ein wenig abscheure, man verlernt's ja sonst am Ende noch ganz; obwohl ich aus Deutschland daheim bin, fehlen mir die Worte verdammt oft, und oft macht's mir Mühe, diese wunderliche deutsche Schrift zu lesen, absonderlich wenn ich sie nicht gedruckt, sondern geschrieben sehe. . . . Weshalb schreibt man nicht in Deutschland wie in England, Frankreich, Spanien und überall sonst in der Welt? Wohl nur, um dem europäischen Fremdenheere in den deutschen Bädern das Lesen der Gasthofrechnungen zu erschweren? Meinen Sie nicht auch? Es ist aber ganz verdammt überflüssig, denn bei diesen Rechnungen gehen Einem die Augen schon von selber über!“

„Jemanden, der aus englischen Verhältnissen kommt, doch wohl nicht,“ versetzte der militärische Herr; „auch wundert mich, daß Sie sagen, auf den englischen Comtoiren in Indien werde so angestrengt gearbeitet; nach Allem, was ich über Indien aus Büchern weiß, lebt man dort ein äußerst gemächliches und bequemes Leben, hat seine Palantine, seine Schaar Diener . . .“

„Ah ha, da sind Sie übel berichtet, mein Herr,“ entgegnete Mister Augustus Stockfleth; „ich versichere Sie, daß wir angespannt wurden — wie die Lastthiere! An den Correspondenztagen war es schier nicht auszuhalten . . .“

„Mag sein, daß ich mir falsche Vorstellungen gemacht habe,“ stiel der militärische Herr ein, und fuhr dann fort, mit dem jungen Mann über indische Verhältnisse zu sprechen, wobei er jedoch oft Gelegenheit fand, ihm zu widersprechen und geltend zu machen, daß er es aus den über Indien handelnden Büchern anders wisse; er mußte, so schien es darnach, in ethnographischen und naturhistorischen Studien ziemlich gründlich bewandert sein.

Die beiden Herren geriethen endlich sogar in Meinungsverschiedenheit über den Namen des zei-

tigen Generalgouverneurs von Indien — Augustus Stockfleth behauptete, er heiße Lord Lawrence und der militärische Herr heiße Lord Mayo. Dieser Streit wurde so lebhaft, daß endlich Mister Augustus aufstand und in das Conversationshaus ging, um aus dem Lesezimmer einen Band des neuesten Conversationslexicons zu holen, der darüber mußte Aufschluß geben können.

„Dieser Mensch,“ sagte unterdeß der militärische Herr zu der Dame, „ist ein Schwindler; er war in seinem Leben nicht in Indien.“

„Glaubst Du?“ versetzte sie; „ich möchte nicht so rasch darüber aburtheilen. Er scheint mir ein zugutmüthiger und harmloser Mensch, um so etwas zu erschwindeln. Und daß er Vieles, wornach Du ihn fragst, nicht weiß, wundert mich nicht so sehr. Frag' den ersten besten Commissivohgeur nach deutschen Verhältnissen aus, frag' ihn, was in Deutschland ein Standesherr sei, oder wie viel in Deutschland die Meile Eisenbahn zu bauen koste, oder wie der Gouverneur von Mainz heiße, oder ob man Jemanden, der katholisch werde, noch einmal taufe oder nicht — er wird Dir nicht besser Auskunft geben können, als dieser junge Engländer oder Deutsche, was er sein mag, auf Deine Fragen nach indischen Verhältnissen?“

„Nun ja,“ versetzte der Herr, „es ist wahr, darin magst Du freilich Recht haben, und so wollen wir nicht vorschnell urtheilen; aber jedenfalls zeigt sich dieser Mensch von einer merkwürdigen Schwäche des Thatfachen sinnes und von einer großen Oberflächlichkeit.“

Die hübsche junge Frau nickte sinnend mit dem Kopfe.

„Und dann,“ hub sie, ihre Stimme dämpfend, wieder an, „wäre just er vielleicht . . . was denkst Du darüber, Mollart?“

„Um,“ versetzte der mit dem Namen Mollart angeredete Mann, seinen Schnurrbart langsam und nachdenklich streichend — „ich denke, daß Du da einen vielleicht sehr glücklichen Einfall hast . . . solch ein Mensch, der nichts genau ansieht, nichts scharf auffaßt, über Alles oberflächlich hinwegschaut, — dabei ganz fremd . . .“

„Und sehr weit her, aus einer Gegend, in die man ihn zurücksenden könnte . . .“

„Der im Nothfall ein Schwindler gewesen ist, durch den man getäuscht wurde, ein verdammter Industrieritter . . .“

„Was er ja auch vielleicht ist!“

„Wahrhaftig,“ sagte der Mollart genannte Herr, „ich will ihn mir, wenn er zurückkommt, genauer darauf ansehen. Man kann ihn jedenfalls sich hier ein wenig attachiren und bei der Hand halten!“

„Ganz das denk ich auch,“ stiel die junge Dame ein. „Es wird nichts leichter sein als das. Da kommt er zurück. Zunächst kannst Du uns jetzt ihm nennen.“

Mollart nickte mit dem Kopfe.

Mister Augustus Stockfleth kam zurück, mit einem lächelnden und doch nicht triumphirenden Gesichte.

„Sehen Sie,“ sagte er, seinen Platz wieder einnehmend, „wie man sich irren kann. Als ich nach Indien reiste, befanden sich auf unserem Dampfer

zwei
Gene
komm
Glaub
Kron
ich se
einen
wir

schalt
v. S

befrie
und
weiter

denfel
wik
dem
zücte
zauber
clustw
gehör
und
mit i
stellen

Herz
all fe
Scher
die ni
immer
haft b
grenze
wahre
gleiße
wedel

Ge
gustus
seiner
schaute
lagen
freund
ihnen
nicht f
Frau
Eigenf
munge
im Ge
freundl
alten
zubring
Spiele,
keit, di
sinn ih
schon
und gi
ihrem
bouquet
nenden
Au
stern z
Gesprä

zwei schöne Vollblutpferde, die sich der Gouverneur-General von Indien Lord Lawrence aus England kommen ließ. Seitdem habe ich nun des guten Glaubens gelebt, dieser achtbare Würdenträger der Krone sei eben noch immer auf seinem Posten und ich sehe zu meiner Beschämung ein, daß er längst einem Lord Mayo gewichen ist. Es ist gut, daß wir nicht gewettet haben, Herr . . ."

"Von Mollart, Major außer Dienst, heiße ich," schaltete der militärische Herr ein; "diese Dame Frau v. Schellwig, wie ich selber aus S."

Mister Augustus Stockfleth verbeugte sich sehr befriedigt über die gegen ihn genommene Rücksicht, und dann ging das Gespräch in denselben Geleisen weiter.

Doch nur noch eine kleine Weile handelte es von denselben Gegenständen, bald nahm Frau v. Schellwig einen lebhaften Theil daran, und zeigte dabei dem jungen Indier eine Freundlichkeit, die ihn entzückte. Mister Augustus Stockfleth wurde ganz bezaubert durch dies charmante, von aller steifen Exklusivität freie Wesen; wenn nicht alle Zeichen trügten, gehörte die junge Frau der besten Gesellschaft an; und dennoch sprach sie so unbefangen und harmlos mit ihm, so sich ganz auf denselben Fuß mit ihm stellend, daß es Mister Stockfleth ganz warm um's Herz wurde; er selbst wurde so beredt, so beflissen, all sein Licht leuchten zu lassen, er sprudelte so viel Scherze, die nicht immer sehr geistreich, Anekdoten, die nicht immer ganz neu, Reise-Erlebnisse, die nicht immer besonders merkwürdig, hervor, daß es wahrhaft betäubend war; er fühlte sich selber dabei jedoch grenzenlos amüßant und geistreich; er gerieth in eine wahre Siegesstimmung und seine Eitelkeit schlug ihr gleichendstes Schweifrad, glänzender als alle Pfauenwedel seines bunten Indiens.

II.

Es war nicht zu verwundern, daß Mister Augustus Stockfleth am andern Tage sich gespannt nach seiner liebenswürdigen Bekanntschaft von gestern umschaute. Er fand sie am Nachmittage in den Anlagen lustwandelnd und sah seinen höflichen Gruß so freundlich erwidert, daß er sie anzureden und sich ihnen bei ihrem Spaziergang anzuschließen durchaus nicht für aufdringlich betrachtete. Und in der That Frau v. Schellwig hatte offenbar auch die schöne Eigenschaft, daß sie nicht veränderlich in ihren Stimmungen und wechselnd in ihrer Leutseligkeit war — im Gegentheil, sie nahm den jungen Indier ganz so freundlich wie gestern, ja beinahe wie einen guten alten Bekannten auf. Sie fragte, wie er den Tag zubringe, warnte mit offener Theilnahme vor dem Spiele, klagte dabei sogar mit einer Liebenswürdigkeit, die Mister Augustus entzückte, über den Leichtsinne ihres Freundes und Begleiters, des Majors, der schon ganz ansehnliche Summen verpointirt habe, und ging endlich sogar so weit in ihrer Güte, von ihrem neuen Bekannten ein sehr schönes Rosenbouquet anzunehmen, das dieser einem ihnen begegnenden Blumenmädchen abkaufte.

Auch kam heute der Major viel weniger als gestern zu Worte mit seinen verdrießlichen Fragen und Gesprächen über Indien, wobei sich Mister Augustus

Stockfleth so oft ein wenig verlegen gefühlt, indem er bedauernswerthe Lücken seines Wissens zugeben mußte, oder gefühlt, daß er in fremdem Lande ein wenig mehr Fleiß auf die Bereicherung seiner Kenntnisse und die Berichtigung seiner Vorstellungen hätte verwenden können. Heute war es Frau v. Schellwig, welche hauptsächlich die Unterhaltung führte und dabei sehr theilnehmend sich nach der Herkunft und den Verhältnissen des jungen Indiers erkundigte.

Mister Augustus war der Mann nicht, der mit Mittheilungen über Dinge, nach denen er gefragt wurde, hinter dem Berge hielt. Auch, obwohl in so vornehmer Gesellschaft die Versuchung nahe lag, schien er nicht die Schwäche der meisten Engländer zu besitzen, überaus vornehm und highly connected sein zu wollen. Er sagte sehr offen heraus, daß seine Wiege neben einer Hobelbank in einem deutschen Dorfe gestanden; daß er seine Mutter nicht gekannt, daß sein Vater früh gestorben, daß nun ein Bruder seiner Mutter, der Schiffsführer auf einem Hamburger Schiff gewesen, ihn aus seinem heimathlichen Dorfe abgeholt und ihn in einer Kaufmannsschule untergebracht und dann mit nach England genommen habe, wo er in die Lehre gegeben worden; daß es ihm dabei leidlich gut gegangen, daß er in Indien namentlich ein gut Stück Geld verdient habe, genug, um sich jetzt seines deutschen Ursprungs und Naturells erinnern, dem angeborenen Triebe folgen und ein wenig „auf der Bärenhaut“ liegen zu dürfen.

(Fortsetzung folgt.)

Manichfaltiges.

(Das Mainau-Festspiel.) Aus Constanz wird über das auf der Insel Mainau zu Ehren der Anwesenheit des Kaisers vom Offizier-Corps des 6. Badischen Infanterie-Regiments Nr. 114 veranstaltete und unter Mitwirkung Victor v. Scheffels von Gustav v. Meyern verfaßte Festspiel Folgendes berichtet: Die Scene ist die Mainau bei Abenddunkel. Dem Großherzog meldet sein Adjutant, die Dienerschaft des Schlosses hätte deutlich im Schatten der Bäume weiße Ordensmäntel sich bewegen sehen, es spuke offenbar an dem Plage, wo die früheren Ordensritter an schönen Abenden ihre Stunden verbracht. Infolge dieser Meldung begeben sich der Kaiser und der Großherzog mit ihrem Gefolge hinunter. In der Nähe des Plazes angelangt, bietet sich ihren Augen selgendes phantastische Bild dar. Um eine schwarzbehängene Tafel mit Cruzifixen sitzen auf schwarzen Bänken, die Häupter wie schlafend auf die Hand gestützt, eine Anzahl Comthure der Commende Mainau aus der Zeit vom 1272–1805. Unter ihnen: Arnold v. Langenstein, erster Comthur, 1272, und Conrad Reich v. Reichenstein, letzter Comthur, 1805. (Sämmtlich in weißen Ordensmänteln mit schwarzem Kreuz, in Helm oder Barett zc., nach dem Jahrhundert). Der erste Comthur verkündet nun seinen Ordensbrüdern in geisthaft vorgetragener Rede, unter Rückblick auf ihre historische Vergangenheit, daß sie ihrer durch Selbstsucht und eitle Lust über sie gekommenen Verdamnüß, als Bußconvent den ewigen Schlaf so lange zu missen, bis sie ein höherer deutscher Orden lösen würde, entzühnt seien. Welches ist nun dieser

höhere Orden? so fragen nach einander die erlösten Ordensritter. Erstand etwa im deutschen Reich ein neuer Kriegsbund gegen Türk' und Heide? fragt der Eine? Ist alles Volk jetzt Dominikaner worden? der Andere — Schuf Freiheitstrieb, wie im Bauernkriege mächtigen Bund? Oder erwuchs des großen Reformators günstige Saat zu einem mächtigen Orden? „Die Saat ist gereift!“ ruft ihnen der Comthur des 13. Jahrhunderts zu:

Zu hört und staunt! Die Welt ist anders worden,
Der Arbeit Segen hat mit Gold gewuchert.
Der freie Geist trug Riesenfrucht, er trug sie,
Seit weise Schulung ihm die Kraft gestählt,
Und feste Zucht an's Vaterland ihn bannte.
Ein Vaterland, das war's, was euch gefehlt,
Ein irdisch Vaterland, als beste Schule
Für unser ew'ges Heimathland — ein Reich,
Das Thatkraft fordert, Haus und Heerd für Arbeit
Und Bürgerpflichten, die ihr nie gekannt!
Ein Vaterland! Als dieser Ruf erscholl,
Da strömte neues Blut in's Herz des Reiches,
Da sah die Welt, wie nie zuvor ein Gleiches,
Sah „deutsche Ritter“, wie sie nie gezogen,
Sah deutschen Adler, wie er nie geflogen,
Einköpfig wieder, wie er weiland war,
Doch mächt'ger noch, als einst der Staufenaar!

(Alle heben staunend die Hände.)

„Und wie nenat sich dieser neue höhere Ritterorden?“ so fragt ein Ordensritter und erhält die Antwort:

Er heißt: ein Volk in Waffen
Ein Volk, das tüchtig, weil es Tücht'ges lernte,
Erstarkt in Kriegerzucht, regiert von Geist,
Das ganze Volk ein einz'ger großer Orden,
Sein Ordens-Kreuz ein schwarz-weiß-eisernes:
So slog's von Sieg zu Sieg, so trug's den Namen
„Deutschland“ zu ew'gem Ruhm — ein Volk des Friedens
Und doch ein Heldenbund, denn wißt, des Bundes
Hochmeister ist sein Kaiser!

Hierauf beleuchteten bengalische Flammen die Scene. Töne der Janitscharenmusik lassen sich vernehmen. Abtheilungen der bis dahin verdeckt gestandenen Bataillone rücken mit klingendem Spiele und Fackeln vor. Der commandirende Officier ruft: „Seine Majestät Kaiser Wilhelm Hurrah!“ und dreimaliges Hurrah der Truppe mit Echo von fern und Lusch fällt ein.

Die Musik stimmt die Hymne „Heil Dir im Siegerkranz“ an. Die Comthure haben sich wieder auf ihre Sitze niedergelassen und stützen schlaftrunken die Körper auf die Hände. Ein schwarzer Vorhang senkt sich nieder. Jetzt werfen sie schnell Mäntel und Kopfbedeckung ab, ziehen ihre eigenen Helme unter der Tafel hervor und erscheinen seitwärts der Musik beim Officiercorps, gleichwie wenn der Spud in den Boden versunken wäre. Dann bengalische Beleuchtung der Insel und Umgegend, Serenade und Abzug der Truppen mit großem Zapfenstreich.

Auf dem Schlosse, wohin das Officiercorps zum Thee Einladung erhalten hatte, drückte der Kaiser den Dichtern und den am Festspiel beteiligten Militärs seine freudige Ueberraschung und Anerkennung in huldvollen Worten aus.

— (Hohe Verwandtschaft.) „Sie haben wohl früher eine bessere Stellung bekleidet“, sagte der Bauunternehmer S., welcher vor dem Schönhauserthor zu Berlin baut, zu seinem Steinfuhrmann, der ihm am Sonnabend Mauersteine brachte. Der Mann, an welchen diese Frage gerichtet wurde, sprach allerdings ein hochfeines Deutsch, obgleich seine Kleidung und die schwielen Hände den einfachen Arbeiter bekundeten. „Ich bin der Nefte des Geheimen Regierungsrath Wagner“, lautete die Antwort des Steinfahrers. Und so ist es in der That. Ein Better des Geheimen Rath's betreibt in der Mittenwalderstraße zu Berlin ein Bauuhrgeschäft und jener Kutscher ist sein Sohn, welcher ehemals Lieutenant gewesen. Die beiden kamen, wie das Tageblatt erzählt, durch ungünstige Gutspeculationen zu dem einfachen, aber ehrlichen Geschäft, während der Bruder und Oheim eine so glänzende Carrière machte.

— Wie Berliner Blätter mittheilen, stehen nicht weniger als einige 80 Gründerproceffe in der Reichshauptstadt in Aussicht. Der Staat wird in diesen Proceffen fast immer durch den bekannten Staatsanwalt Tessendorf vertreten. Die somit entstandene Tessendorffurcht treibt begrifflich allerlei Anekdotenblüthen. Als Beweis dafür, wie ängstlich man All und Jedes vermeidet, was dann vielleicht gar als eine „Vorspiegelung falscher Thatfachen“ gelten könnte, erzählt ein Berliner Journal das Folgende: Kurz nach der Schlussverhandlung im Proceß Brede trat Herr Staatsanwalt Tessendorf in ein Bierlocal, um ein Frühstück zu sich zu nehmen. Auf dem Büffet sah er einen Teller mit Eiern und fragte den Kellner: „Sind die Eier hart oder weich?“ Schon wollte der Kellner Antwort geben, da stürzte der Wirth hinzu und sagte in erregtem Tone: „Herr Staatsanwalt, es sind Eier — mehr will ich nicht gesagt haben.“

Beitrag zur Unfall-Statistik. Bei der Magdeburger Allgemeinen Versicherungs-Actien-Gesellschaft — Abtheilung für Unfallversicherung — kamen im Monat Mai zur Anzeige:

16	Unfälle, welche den Tod der Betroffenen zur Folge gehabt haben,
3	infolge deren die Beschädigten noch in Lebensgefahr schweben,
26	welche für die Verletzten voraussichtlich lebenslängliche, theils totale, theils partielle Invalidität zur Folge haben werden,
321	mit voraussichtlich nur vorübergehender Erwerbsunfähigkeit.

Sa. 366 Unfälle.

Von den 16 Todesfällen treffen 4 auf Schneidemühlen, 3 auf Mahlmühlen, 2 auf Braunkohlen-Bergrwerke, je einer auf Schmirgelfabrik, Spinnerei, Brauerei, Steinbruch, Landwirthschaftsbetrieb und eine Einzelversicherung eines Zimmermeisters; von den drei lebensgefährlichen Beschädigungen je eine auf Spinnerei, Mahlmühle und Puddel und Walzwerk; von den 26 Invaliditätsfällen 3 auf Brauereien, 3 auf Schneidemühlen, 3 auf Spinnereien, 2 auf Zuckerfabriken, 2 auf Bergwerke, 2 auf Mahlmühlen, je einer auf Weberei, Delmühle, Maschinenfabrik, Fabrik für Holzarbeit zu Bauzwecken, Gewerfabrik, Holzstiftfabrik, Brennerei, Klempnerei, Seifenfabrik, Eisen- und Metallwaarenhandlung und Eisenbahnbau-Unternehmung.